Schulrezitation

Autor(en): **Faesy, Cécile**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 18

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-537089

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

der Schweiz bald den ihm gebührenden Platz erobere! Vor allem hat unsere Lehrerschaft ein Interesse daran, denn der Lehrer- und Erzieherstand spielt eine ausschlaggebende Rolle in fast allen Werken der Verfasserin — die Jugend- und Kinderbücher selbstverständlich ausgenommen, die aber den Schulmann ihrer Natur nach nicht weniger angehen. Es ist keine Uebertreibung, zu sagen: Das Schrifttum Margarete Seemanns bildet in seiner Gesamtheit eine *hervorragende Apologie des katholischen Bildungsideals.*

Engelberg. *P. Robert Löhrer, O. S. B.*

Schulrezitation

I.

Wird die Schulrezitation so gepflegt, wie sie es verdient? Die Laienspiele und Gedichtvorträge an verschiedenen Feiern zeugen nicht gerade davon. Das soll kein Vorwurf sein. Sind sich doch selbst oft die rezitierenden Künstler nicht im klaren über ihren Ausdrucksstil, was ein Grund mehr sein dürfte, dass der sprecherische Ausdruck immer noch im argen liegt. Mir scheint, wir können heute viererlei Sprechstile herauskristallisieren. Nehmen wir davon, was uns für die Schule am wichtigsten erscheint: das „Pathos" und den „Naturalismus".

Das „P a t h o s" ist fast nicht auszurotten. Der Sprecher, der nötig hat, in Stimmung zu kommen, legt auf Kosten der Stimme Melodie in sein Sprechen, ohne daran zu denken, ob auch sein Publikum mitgerissen wird. Kann aber solches Sprechen anziehen, mitreissen? Ich möchte es in den meisten Fällen verneinen. Dieses „Pathos" ist Ausdruck des Unechten. Denn selbst in Gefühlen schwimmen, will noch lange nicht heissen, dass die Zuhörer dasselbe spüren! Wir wollen, um Missverständnissen vorzubeugen, das Wort „Pathos", wie es hier gebraucht wird, charakterisieren. Es ist der Sprechstil (wollte man ihn zeichnen) der Wellenlinie. Die Töne bewegen sich wahllos in der Tonskala einmal hoch, einmal tief, wie es gerade der Zufall ergibt. Mit scheinbarem Herzblut werden die Töne ausgestossen, ohne echte innere Anteilnahme. Temperamentvolles Sprechen ist dabei die Hauptsache, was wiederum nicht so unrichtig wäre, wenn dieses Temperament nicht falsch angewandt würde, wenn es nicht wesentlicher aus dem Wort- bezw. Tonschwall bestünde statt aus der wirklichen Anteilnahme am Geschehen, von dem man spricht. Gutes jedoch hat das „Pathos" auch gezeitigt. Es legt in erster Linie Wert auf gepflegte Aussprache, eine routinierte Atemführung und auf musikalischen Sinn. Das wiegt aber seine Mängel nicht auf.

Anders ist der „N a t u r a l i s m u s" des Sprechens. Wie das Wort sagt, stützt er sich auf die Natur. Als dieser Sprechstil aufkam (merkwürdigerweise zehn Jahre später als die naturalistische Dichtung), hiess es vor allem, den Verstand gebrauchen. „Naturalismus" verlangt Logik, sensibles Empfinden und Sich-einfühlen in die gegebene Situation. Ihm ist nicht mehr gedient mit einem blossen Hersagen. Jedes Wort will richtig betont sein, und jede Betonung bezieht sich auf den Satz, der vorausgegangen ist. Aber wir wollen gerecht sein und auch seine Mängel aufdecken. Sie liegen begreiflicherweise gerade darin, dass nicht mehr exakt gesprochen wird, um ja die Natürlichkeit zu bewahren. Spricht man denn im Leben so klar und schön? fragt der Naturalist. Eine wahre „Sprachverwirrung" war die Folge, die sich aber bald eines bessern besann. Die Künstler gingen weiter. Sie schufen den Expressionismus und den surrealistischen Stil, diese Stile dürften den Lehrer weniger interessieren. Bleiben wir darum dort, wo eine Anwendung für den Schulunterricht tatsächlich gegeben ist; mir scheint dies

beim naturalistischen Sprechstil ganz speziell der Fall zu sein. Hier werden Verstand und Phantasie des Schülers angestachelt. Jemehr er im Geiste die Situation sieht und seine Betonung der Sätze beweisen kann — z. B. durch logische Erklärungen — desto sicherer wird es sein, dass er richtig gesprochen bezw. betont hat. Bei Schulbesuchen oder auch in Lehrerkursen war es oft eine wahre Freude, wie rasch der naturalistische Stil sich durchrang, wie schnell das falsche Pathos erkannt wurde und wieviel lebendiger sich dadurch die Rezitation als solche gestaltete.

II.

Nehmen wir als Beispiel die Ballade „Belsazar", von Heinrich Heine. „Die Mitternacht zog näher schon . . ." Dieses einfache Geschehen wird meist „pathetisch", d. h. mit bebender Stimme gesprochen! Ist denn für den harmlosen Zuhörer schon etwas geschehen? Gar nichts! Mitternacht wiederholt sich täglich, und ruhig wird es auch heute nacht nach 12 Uhr werden. Die beiden ersten Sätze werden darum im einfachen, schlichten Erzählton gehalten sein.

Weiter: „Doch oben in des Königs Schloss . ." Das Drama beginnt. Das Tempo steigert sich. Wir entdecken etwas, was nicht in die Ruhe passt. Unsere Neugierde wird gestachelt. Stacheln wir sie auch beim Zuhörer, der miterleben soll! Aber nicht zu stark. Ohne pathetischen Nachdruck. Denn noch ist ja nichts geschehen! „Dort oben in dem Königssaal . . ." ist eine bestimmte, aber kurze Feststellung.

„Die Knechte sassen . . ." Das Tempo wird etwas akzentuiert, als ob ich die Knechte während des Sprechens zählte: eins, zwei, drei. „Die Knechte— sas—sen in schim—mern—den — Reih'n" . . . usw. Das Jauchzen und Brüllen mag etwas betont sein. „Das war dem störrischen Könige recht . . .", „recht" betonen, denn es hätte auch anders sein können! Diese Situation ist nicht alltäglich, was hervorgehoben werden muss.

Nun kommt die Steigerung, die sich auch in der Tonskala bemerkbar macht. Ich beginne tief; Satz für Satz steigert sich, bis der König den frevelhaften Entschluss fasst. Die Knechteschar lacht und schreit nicht nur — der Wein tut bereits seine Wirkung — sie brüllt. „Brüllt" wird also betont. „Der König ruft mit stolzem Blick . . ." und „der Diener eilt . . ." Er braucht aber geraume Zeit, um zurückzukehren. Wir schalten eine kleine Pause ein, ohne mit der Stimme hinunterzugehen. Einem denkenden Menschen muss es eine Freude sein, all diese Feinheiten — deren noch viele zu zeigen wären — herauszuholen.

Der Ausdruck steigert sich nun zur Brutalität der gotteslästerlichen Rede. Welch Vergnügen für einen Schüler, hier pathetisch zu übertreiben, nachdem er sich bisher so bezähmen musste! Da mag er in Stimme und Kraft alles geben, wenn der Betrunkene seine Lästerung beginnt.

Eine lange Pause folgt. Das Publikum möchte wissen, wie es weiter geht. Reizen wir etwas seine Neugierde! Viel liegt zwischen den Zeilen, d. h. in der Pause, was durch diese allein gesagt werden muss. Die Angst der Knechte verrät sich in der Stummheit. Der Dichter illustriert die neue Stimmung in wunderschönen Worten. — Auf einmal die unheimlichen Zeichen an der Wand, erst undeutlich (leise Stimme), dann besser markiert. Da es „Flammenschrift" ist, darf hier ruhig das Tempo etwas Markantes, Akzentuiertes haben (plastische Wortmalerei).

Wieder Pause. Sie will sagen, dass man allerhand versuchte, dass Tage vergingen, dass Kamelreiter forteilten, um Magier zu holen, die endlich gefunden wurden. Ihre Ankunft verrät das Sieghafte in der Stimme: „Die Magier kamen". Nun ist man hoffnungsvoller. Dann aber kommt die schlimme Wendung! „Keiner verstand . . ." Die Freude war zu früh; das drückt sich im Ton aus. Da der Abschluss markant wirken soll, wird auch der Schlußsatz „Belsazar ward . . ." energisch, im Ton der Genugtuung gesprochen. Der Rezitator, der sich sonst bemüht, beiden Teilen gerecht zu werden, stellt abschliessend mit befriedigtem Ton das Walten der göttlichen Gerechtigkeit fest.

Zürich. *Cécile Faesy.*